

TEXT
WOLFGANG BAUER

FOTOS
MATTHIAS ZIEGLER

EINE HALBE MILLION FLÜCHTLINGE LEBEN HIER IN DER WÜSTE KENIAS. AUSGELEGT WAR
DIE ZELTSTADT FÜR 70 000. SEITHER IST SIE STETIG ANGEWACHSEN

ENDSTATION DADAAB

Ärzte, die ihre Sprache nicht sprechen, Nahrung, die sie nicht vertragen, fremde Krankheiten: Im größten Flüchtlingscamp der Welt ist für manche Kinder nicht nur der Hunger lebensbedrohlich – sondern auch das Lager selbst.

DIE MEISTEN FLÜCHTLINGE SIND FRAUEN UND KINDER. NACH OFT WOCHENLANGEN MÄRSCHEN DURCH HITZE UND DÜRRE KOMMEN SIE AUSGEZEHRT IN DADAAB AN



ES IST GANZ STILL AUF DER KRANKENSTATION. DIE KINDER SIND ZU SCHWACH, UM ZU WIMMERN ODER ZU SCHREIEN. SIE STERBEN LAUTLOS, WIE DIESES KIND HIER WENIGE TAGE NACH DER AUFNAHME



HASSAN HUSSEIN STEHT AN DEN GRÄBERN SEINER BEIDEN KINDER, DIE BINNEN WENIGER STUNDEN GESTORBEN SIND. MASERN, GRIPPE, DURCHFALL SIND FÜR DIE KINDER HIER LEBENSBEDROHLICH

E

r tastet im Halbschlaf nach ihr, greift um sich, von der Hitze des Nachmittags benommen. Die Knie hat Isaak Aden zum Bauch gezogen. Die Finger des 55-Jährigen gleiten über das Laken, aber sie fahren ins Leere. Sie fühlen nichts, was ihnen Halt gibt, tasten erst träge, dann hektisch. Isaak Aden reißt sich verstört von der Matratze hoch. Er blickt in den Krankenhaussaal. Es ist die zweite Woche, die er hier verbringt. Er sieht die Plastikschläuche und Beatmungsmaschinen an den Nachbarbetten, riecht den Durchfall und das Erbrochene der Kinder. Es ist ganz still in diesem Saal. Die Kinder, die hier leben, schreien nicht. Isaak Aden findet seine Tochter in einer Lakenfalte neben sich. Spürt die Brust des Kindes, die sich unter seiner Hand hebt und senkt. Ihre Wärme. Fardosa. „Das Paradies“. So heißt ihr Name übersetzt. Sieben Monate, 22 Tage. Er beugt sich herunter und sucht ihren Blick. Seit Wochen ringt sie mit dem Tod.

Das Leben hat sich bis hierhin zurückgezogen, wo es eigentlich keines mehr gibt, tief in die Wüste Kenias. Hunderttausende sind in den vergangenen Monaten aus Somalia geflohen, weil zum dritten Mal in Folge der Regen ausblieb. Weil der Boden trocken wurde, es kein Grün mehr gibt. Ihre Tiere verendeten. Die Massen setzten sich bereits Ende 2010 in Bewegung, die Reichen mieteten sich Lastwagen, die Armen gingen zu Fuß. Der Zug der Flüchtenden ist seither nicht mehr abgerissen. Ein Land evakuiert sich selbst, es entleert sich in die Nachbarstaaten, nach Äthiopien und eben nach Kenia. Dort, im unfruchtbaren Saumland zu Somalia, ist das größte Flüchtlingslager der Welt entstanden. Eiterblase des Nachbarstaates, der sich selbst zerfleischt. Jeden Tag wächst das Camp um 1200 Einwohner, Dadaab, einst ein Dorf von Ziegenhirten, gilt heute mit einer halben Million Menschen als drittgrößte Stadt des Gastlandes. Sie ist auch sein größtes Gefängnis. Die kenianische Regierung fürchtet das flüchtende Volk und percht es auf

fünfzig Quadratkilometern zusammen. Hier endet der Horizont somalischer Hoffnungen. Hierhin hat es vor zwei Monaten der Viehhändler Isaak Aden mit seiner Familie geschafft. In Dadaab fand er Rettung und das Verderben.

Das Kind im Nachbarbett von Isaak Aden ist heute Morgen gestorben. Er war nur kurz draußen, um im Hof die Wäsche zu waschen, und als er zurückkam, atmete der Zweijährige nicht mehr. „Er lag da mit offenen Augen“, erzählt Aden. „Stabilisierungstrakt“ steht auf der Doppeltür des Krankensaales. In ihm bekämpfen Mediziner ein Übel, das in Europa längst ausgerottet wurde. Den Hunger. „Nur dort kann man euch noch helfen“, wird im Lager den Eltern über das Zentral-Krankenhaus gesagt. So tragen sie ihre Kinder hierher, das, was von ihnen übrig ist. Etwas Knochen, etwas Sehnen, etwas Muskelgewebe. Das bisschen Körper umschlossen von einer dünnen Haut, in der blutige Risse klaffen. In den vergangenen Monaten verwandelte die Dürre das Krankenhaus in eine Intensivstation für Kleinkinder. An den Türen haftet die deutsche Flagge, im Sommer war der Bundesentwicklungshilfeminister da. Die Deutsche Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) finanziert das Spital zum Teil. Die erwachsenen Patienten hat die Verwaltung in Zelte unterquartiert und die Kleinen auf die festen Gebäude verteilt. In ihnen ist die Hitze erträglicher. Die lebensbedrohlichsten Fälle kommen in den Zwölf-Betten-Trakt, wo Isaak Aden mit seiner Tochter liegt.

Zwei Wege führen aus diesem Saal. Der eine ist am Westgiebel des Raumes, wo die Kinder morgens gewogen werden und das Milchpulver gemischt wird. Der andere, im Osten, liegt neben dem Büro, in dem die Pfleger die Totenscheine verwahren.

Ich, der Reporter, sitze jeden Tag am Bett von Isaak Aden. Oft fühle ich mich unnütz. „Bist du ein Arzt?“, fragt mich Aden. In seiner Heimat gibt es weder Ärzte noch Journalisten. Für anderthalb Wochen bin ich aus Deutschland angereist, um über eine Katastrophe zu berichten, die vergessen zu werden droht. Zu lange dauert sie schon für die Medien, die sich abgewendet haben. CNN, BBC, sie alle waren schon einmal da und kommen so bald nicht wieder. Der Tod in Dadaab hat seinen Nachrichtenwert verloren, das Unfassbare ist gewöhnlich geworden.

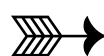
Zwei Wege führen aus dem Saal. Der eine geht in einen Raum, in dem die Kinder morgens gewogen werden. Der andere, im Osten, liegt neben dem Büro, in dem die Pfleger die Totenscheine verwahren.

„Du siehst es ihnen nicht an“, sagt der leitende Krankenpfleger Mohamed Shakur, 31. Er ist zur Spätvisite an die Betten getreten. „Du glaubst, alles ist ok, die Werte sind gut, dann drehst du ihnen den Rücken zu und sie sind tot.“ Er arbeitet seit drei Jahren in der Kinderabteilung. Er lacht viel, wenn er unter Kollegen ist. Traurig wirkt er, glaubt er sich unbeobachtet. Shak rufen sie ihn, er hat zwei Kinder, die sechs Autostunden entfernt im Süden wohnen, alle acht Wochen kann er sie sehen. Er vermisst sie. „Wie ging es die letzten Stunden?“, fragt er am Bett von Isaak Aden. Der Viehzüchter, klein, klug, schaut ihn an, aber versteht ihn nicht. Shakur spricht Somali. Wie die meisten der Dürre-Vertriebenen, die erst 2011 nach Dadaab kamen und aus entlegeneren Gebieten stammen, spricht Aden nur Mai-Mai. Die Brust Fardosas bewegt sich so rasch wie ein zuckender Herzmuskel. 3,8 Kilogramm hat sie heute Nachmittag gewogen, hundert Gramm mehr als gestern. Shakur liest das Krankenblatt, „kein Durchfall?“, fragt er. Verständigt sich durch Gesten, erhöht die Milchration um vorsichtige zehn Gramm. Ein Etappensieg.

Er geht von Bett zu Bett, klatscht manchmal in die Hände, um die Reaktion der Kinder zu testen. „Hallo Hassan!“ Er streicht einem Dreijährigen über den Kopf, dem fast alle Haare ausgefallen sind. Der Schlauch der Magensonde ist ihm über den Nasenrücken zur Stirn hochgeklebt. „Er macht uns Sorgen“, sagt Shakur, der unschlüssig auf den Jungen sieht. Hassan, dessen Vater ihn rastlos umsorgt, gewinnt seit Wochen Gewicht und verliert es sofort wieder. Die Darmwände des Kindes nehmen keine Nährstoffe mehr auf. Sie haben ihre Fähigkeit verloren, Proteine und Eiweiße zu absorbieren. Der Junge hat Arme und Beine, dürr wie Wurzelgeflecht. Er erbricht weißen Schaum und hockt in einer Lache gelben Kots. Es gibt Eltern, die setzen sich mit ihren Kindern von ihm weg, sobald in einer anderen Ecke des Raumes ein Bett frei wird.

Die Namen merkt sich Shakur nicht, zu kurz bleiben die Patienten. Da ist die Großmutter, erstes Bett, linke Reihe, mit ihrem dreieinhalbjährigen Enkel. Ganz still auch er. Nur einmal am Tag hört man ihn, wenn die Alte ihn badet. Dann wimmert er und weint. Sie reibt die Seife über seine Haut, die in breiten Streifen blutig aufgeplatzt ist. Als sei Napalm auf ihn herabgefallen. Der Hunger ist wie das Aidsvirus, er attackiert den Körper in vielfältigen Formen. Unter dem Proteinmangel löst sich bei manchen Kindern die Haut auf, sie büßt ihre Elastizität ein. Shakur verschreibt Salbe. „Schau mal“, zeigt er auf hellrosa Wundränder, „es heilt schon.“ Im Bett nebenan liegt ein Vater, der immer lacht. „Warum lachst du immer?“, fragt ihn Shakur. „Das ist meine Art“, sagt der Vater. „Ich bin nun mal gerne fröhlich.“ Seine zweijährige Tochter hat als Komplikation eine Hirnhautentzündung bekommen. „Sie ist jetzt für immer behindert“, weiß er. Ihre Augen rollen und ihr Mund grimassiert. Oft liegt er auf dem Bett und schaut sie nur an, küsst ihre Füße, birgt seinen Kopf zwischen ihren Armen und Beinen.

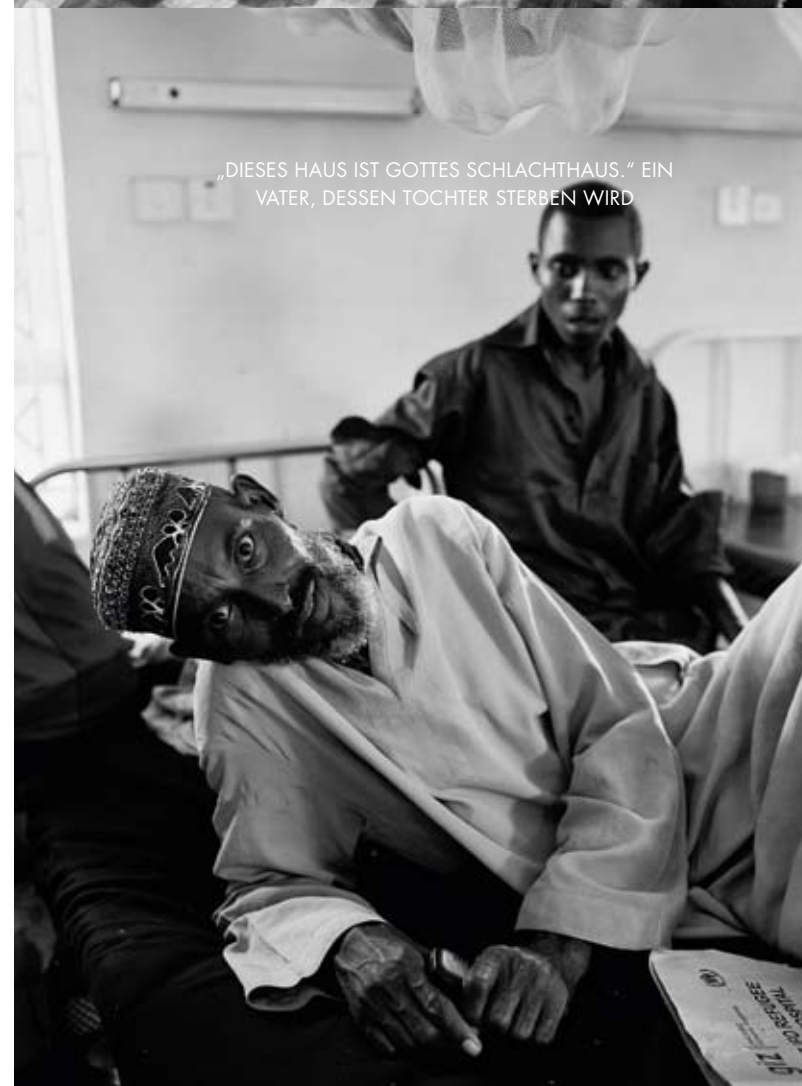
Die Welt des Flüchtlingslagers gliedert sich in drei Sektoren, die Camps Dagahaley, Hagadera und Ifo. Jedes von ihnen besitzt die Ausmaße einer Großstadt. 1991 war Dadaab nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges für 70 000 Menschen angelegt worden.



FARDOSA, SIEBEN MONATE, MIT IHRER MUTTER. IHR NAME HEISST ÜBERSETZT „PARADIES“



„DU DENKST, ALLES IST OK, UND DANN SIND SIE TOT.“ MOHAMED SHAKUR, PFELEGER



„DIESES HAUS IST GOTTES SCHLACHTHAUS.“ EIN VATER, DESSEN TOCHTER STERBEN WIRD



EIN KIND MIT KREISLAUFZUSAMMENBRUCH, HÄUFIGE FOLGE VON UNTERERNÄHRUNG

N

un verfestigt sich das Lager zur Stadt. Die erste Generation wohnt in Steinhäusern. Sie unterhält Schulen und bildet sogar ihre eigenen Lehrer aus. Die nachkommenden Familien ließen sich in der Nachbarschaft nieder. Wie Jahresringe der Not umschließen die neuen Quartiere die alten Kerne. Jede militärische Offensive der letzten Jahre findet in Dadaab in Elendsbehausungen ihre Entsprechung. Die Neuen leben in Zelten, eine Vielzahl an unterschiedlichen Modellen masert die Wüste.

„Wenn so ein Kind zum ersten Mal wieder lacht“, sagt Shakur, „dann weißt du, es hat es überstanden.“

Fardosas Fieber steigt. Lungenentzündung. Isaak Aden beträufelt sie mit einem nassen Lappen. Der nächste Morgen bricht an. Draußen aufflirrende Hitze. Seine Frau Muslima hat sich zu den beiden aufs Bett gelegt. „Wie war die Nacht?“, fragt sie ihn. Die 35-Jährige hat erstmals seit Fardosas Einweisung nicht im Spital geschlafen. „Ich muss mich um die anderen Kinder kümmern“, sagt sie. Muslima kann kochen, Isaak nicht. Ihre vier Jungs leben alleine im Flüchtlingslager, in dem Zelt, das der Familie vor zwei Monaten zugewiesen wurde. „Ich traue den Nachbarn nicht“, klagt Muslima. Die Jungs seien noch zu klein; beim Wasserholen am Brunnen würden sie weggestoßen. Muslima selber ist unterernährt, leidet unter Blutarmut, hat Grippe, doch nimmt sie jetzt jeden Tag zwei Stunden Fußmarsch in Kauf, um zwischen Fardosa und den Jungs zu pendeln. Sie redet viel, Isaak schweigt. Gleichermaßen erschöpft schlafen Mutter und Tochter nebeneinander ein. Da stirbt an diesem Tag das erste Kind, drei Betten von Fardosa entfernt. Es ist kaum zugedeckt, als das zweite stirbt.

Hektisch will Shakur ihm noch ein Kreislaufmittel verabreichen, schnell, doch er findet keine Vene. „Wir müssen es durchs Knochenmark geben“, sagt Shakur und setzt die Injektion am Knie an. Das Kind zieht ruckartig die Luft ein. Die Mut-

ter am Bettrand beginnt zu weinen, zieht den Schleier über die Augen. Shakur sticht in den Knochen, das Kind reagiert nicht auf den Schmerz. Es ringt um Atem, mit aufgerissenen Augen. Shakur lässt vom Knie ab, setzt zwei Fingerspitzen auf die Brust des Kleinen. „Ich kann keinen Puls mehr fühlen“, sagt er und massiert das Herz, das aufgehört hat zu schlagen. „Er ist tot“, flüstert die Mutter. Doch Shakur kämpft weiter, zählt bis zwei, drückt aufs Herz, zählt bis zwei, drückt wieder. Schweißperlen treten auf seine Stirn. Die Mutter will die Augen ihres Kindes zudrücken, Shakur schiebt ihr die Hand zur Seite. Er versucht es immer noch, wischt sich zwischendurch den Schweiß ab. Dann hält er inne.

Fardosas Mutter ist aufgewacht. Sie beobachtet von ihrem Bett, wie Shakur den Beatmungsschlauch aus dem Körper des Jungen zieht. Shakur meidet die Blicke der anderen Eltern. „Ich hab alles getan“, sagt er in den Saal hinein. Den Jungen bedeckt er mit einer Filzdecke. Nur der große Zeh ragt noch heraus. Dann verlässt er den Saal, für einige Stunden, und niemand weiß wohin. Fardosas Mutter geht zum Bett des Toten und zieht die Decke auch über den nackten Zeh.

„Dieses Haus ist Gottes Schlachthaus“, sagt der immer lachende Vater. Er grinst und zuckt mit den Augenbrauen.

Die Kinder hier ringen nicht nur deshalb um ihr Leben, weil sie unterernährt im Lager ankommen. Sie werden auch krank wegen der ungewohnten Ernährung. Fardosas Familie hatte sie auf der Reise gut durchgebracht, im Lager weigerte sie sich zu essen. Sie mochte den Mais nicht. Fardosa ist Kamel- und Ziegenmilch gewöhnt, auch etwas Reis. Das UN-Welternährungsprogramm versorgt die Bewohner aber vor allem mit Weizenmehl und Mais. Das Essen wird verteilt in Zentren, die große Käfige sind und an Fütterungsanlagen aus der Massentierhaltung erinnern. Wie Rinder werden die Menschen durch die Gänge geschleust. Ein genau durchdachtes System. 2100 Kilokalorien für den Erwachsenen, 3000 für das Kind.

„Das Problem der Unterernährung ist ein Camp-Management-Problem“, sagt Sarah Oteri, die Ernährungsbeauftragte des GIZ-Krankenhauses, in dem auch Fardosa liegt. „Du kannst die Kinder nicht mit etwas versorgen, was sie nicht mögen.“ Die Essensgewohnheiten der

Ärzte und Pfleger arbeiten unter ständiger Entführungsgefahr. Die meisten sind auf Droge, zumindest nach Dienstende. Es steht nicht gut um die Stimmung in den Krankenhäusern.

neuen Flüchtlinge unterschieden sich von denen der alten. Sie fordert die Ausgabe von Reisrationen. „Die Kleinen kommen bereits unterernährt ins Camp, aber bauen erst hier so richtig ab.“ Das Problem haben die meisten Eltern, die im Krankenhaus um ihren Nachwuchs kämpfen. Ihre Kinder fallen durchs System.

Abends fließt das Blut einer Ziege, die die Krankenpfleger schlachten. Sie feiern den Abschied einer Kollegin, sie hat gekündigt. Ich treffe mich mit Shakur auf dem von Wachposten und Stacheldraht gesicherten Wohnareal der GIZ. Ärzte und Pfleger arbeiten in Dadaab unter ständiger Entführungsgefahr. Shakur lächelt wieder. „Ich bin auf Amphetamin“, griert er. „Ein Scheißtag.“ Er kaut die Droge Khat, ein Bündel dunkelgrüner Blätter liegt vor ihm. „Ich hab mir das nach vier Monaten in Dadaab angewöhnt.“ Die meisten sind auf Droge, zumindest nach Dienstende. Es steht zurzeit nicht gut um die Stimmung in den Krankenhäusern. Immer wieder werden Streiks ausgerufen. Die Beschäftigten wollen mehr Geld und Urlaub. Acht Wochen Arbeit, fünf Tage frei, so ist etwa die Regel der GIZ. „Früher hatten wir acht Wochen Schicht und zwei Wochen frei“, klagen die Leute. Die Katastrophe, die dieses Jahr über Dadaab hereinbrach, zehrt an den Nerven aller. Bis tief in die Nacht tanzen sie, um den Abschied der Kollegin zu feiern. Sie

liegen sich in den Armen, um für einige Momente die Bilder des Tages zu vergessen.

Die Betten, in denen die Kinder starben, sind am nächsten Tag von Neuankömmlingen belegt. Ihre Mütter bewegen sich tastend durch den Raum, so fremd ist ihnen alles, noch nie waren sie in einem Krankenhaus. „Warum bist du nicht früher gekommen?“ Shakur schaut auf das bewusstlose Kind, das eine Mutter zur Tür hereinträgt. Zuckerverte alarmierend, die Blutwerte auch. Doch die Frau spricht nicht seine Sprache. Heute ist Isaak Aden mit Fardosa wieder alleine. Sie hat in der Nacht eine Kanüle in die Kopfhaut gesetzt bekommen. Damit Shakur besser die Lungenentzündung bekämpfen kann. Stundenlang verweilt der Vater auf dem Bett und verscheucht die Fliegen über seiner Tochter. Bei ihrer Geburt hatte ihr seine Frau einen anderen Namen geben wollen. Sie favorisierte „ein Schiff, das Lasten trägt“. Und es ist die Sache der Mütter, die Namen der Kinder zu bestimmen. Aber Aden setzte sich durch, er wählte „Paradies“.

Er hatte sich hochgearbeitet, war als junger Mann in die Stadt Dinsoor gezogen, weg vom Vater, der Vieh züchtete. Er eröffnete einen Teeausschank, sparte Geld, kaufte Ziegen, später auch Kamele, lernte, sie zu Tiefpreisen zu kaufen und zu Höchstpreisen zu verkaufen. Die ganze Familie arbeitete ihm zu, er wurde wohlhabend. Ein kluger Kaufmann, der nie lesen und schreiben lernte. Die Mutter Fardosas wurde ihm zur Frau gegeben, da war er 35. Die zweite Ehe für beide. Sie war im Alter von zehn Jahren verheiratet worden, lief dem Mann dann aber davon. „Fardosa soll es besser haben“, sagt sie. „Sie wird selber ihren Mann wählen.“ Aber dann erkrankte Isaak Aden, lag zwei Jahre mit Fieber im Bett, wurde fast taub. Es war ihm nicht mehr viel geblieben, als in diesem Jahr die schwere Dürre über Dinsoor hereinbrach. Sie entschieden sich zu gehen, mit den letzten Ziegen als Wegzehrung.

Fardosa überlebte alle Strapazen, drei Wochen Flucht, die Hitze, die Kämpfe an der Grenze, wo sich somalische Regierungstruppen gegenseitig beschossen. Isaak trug zwei Kinder, eines am Bauch, eines am Rücken. Seine Frau nahm die Tochter und das Gepäck.



S

ie marschierten jeden Tag von Sonnenaufgang bis zur Mittagszeit, dann wieder vom Nachmittag bis in den Abend. Die älteren Jungs, sechs und zwölf, liefen nebenher, jammerten oft, doch ihr Vater richtete sie immer wieder auf, zeigte auf den Horizont, sagte, dort, unter diesem Baum, rasten wir und tranken Tee. In der Nacht, um ihren Schlafplatz herum, entzündeten sie einen Kreis aus Feuern. Das hielt die Löwen fern. Wenn sie den Schein von Taschenlampen sahen, versteckten sie sich, legten sich auf den Boden, fürchteten Banditen, die wie Geier die Fluchtwege der Hungernden säumen. Sie rauben, vergewaltigen und töten. Alles überstand die Familie mit ihrer Tochter, doch dann erreichte sie vor zwei Monaten das Lager.

Masern bekamen sie hier und die Grippe. Unterschiedlichste Infektionskrankheiten befelen die Adens. „Wir wussten bei uns zu Hause nicht, was Grippe ist“, sagt Isaak. Die ersten Wochen lag er krank in der Hütte, die er aus Ästen und aufgelesenen Plastiktüten gebaut hatte. Zu viele Menschen lagern auf zu engem Raum. Stecken sich gegenseitig an. Treten überall in Exkremente, weil die Frauen aus Angst vor Vergewaltigung ihre Notdurft direkt an der Hütte verrichten.

„Norto“, das Licht, ein zweieinhalbjähriger Junge, liegt seit diesem Mittag im Nachbarbett von Fardosa. Isaak sieht ratlos auf dessen Mutter. Sie kümmert sich nicht, lässt das Kind allein auf der Matratze. Geht im Hof spazieren. Sie streitet mit Shakur. Norto darf nur über die Magensonde ernährt werden, aber seine Mutter lässt ihn immer wieder Milch aus dem Becher trinken. „Das ist zu viel für ihn!“, sagt Shakur. „Er kann sterben. Das Herz schafft es nicht.“ Heimlich reicht ihm die Mutter weiter den Becher. Es gibt Eltern, die den Sinn der Anweisungen des Personals nicht begreifen. Sie haben im Leben noch keine Spritze gesehen. Ein Beatmungsgerät ist für sie Magie. Andere Eltern töten die Kinder vorsätzlich, um ihnen Leiden zu ersparen. Ziehen die Beatmungsschläuche, pressen Nase

und Mund zu. „Ich könnte denen manchmal ins Gesicht schlagen“, flucht Shakur. „Ich kämpfe um ihre Kinder, und die Eltern geben auf.“

Der Junge reißt den Mund auf, als seine Mutter wieder draußen unterwegs ist, ich trete an sein Bett. Norto, der sonst nur still auf dem Rücken lag, bewegt plötzlich hektisch seine Kiefer. Als wolle er Luft beißen. Es ist kein Pfleger im Raum, wie überhaupt selten einer da ist, bei nur zwei Kräften für 46 Kinder in vier Krankensälen. Ich lege meine Hand auf seine Brust, sie glüht. „Er stirbt“, sagt Isaak. Ich laufe hinaus, um Shakur zu holen. Als der bei Norto eintrifft, ist er bereits tot.

Allah gibt und Allah nimmt. Die Eltern trösten sich gegenseitig mit kargen Worten. Weine nicht, sagen sie einander. Zweifle nicht. Es ist Allahs Kind, und er hat es wieder zu sich gerufen. Weine nicht, sagen sie, und Allah wird dir vielleicht beim nächsten Mal ein noch besseres Kind schenken. Ein klügeres, ein kräftigeres. Frauen halten sich an den Händen. Männer werfen ihre Umhänge über die Köpfe, verstummen.

Das Kind mit der Hungerhaut stirbt, in den Armen der Großmutter, trotz des Einsatzes des Beatmungsgerätes, das sein Vater zunächst abgelehnt hatte. Und auch das Mädchen des lachenden Vaters ist eines Morgens tot im Bett gelegen. Sie würde es schaffen, hatten alle gedacht. Eine Grippe hat sie dann ganz schnell hinweggerafft. Achtzehn Kinder sterben in den anderthalb Wochen, die ich in diesem Krankentrakt verbringe, Fardosa ist die Einzige, die überlebt.

Am letzten Tag vor meiner Abreise erhöht Shakur für Fardosa die Drei-Stunden-Ration Milch auf 120 Milliliter, zehn mehr als gestern. Er hat die Kanüle an ihrem Kopf entfernt. Sie streckt ihren Arm aus, als ihre Mutter von draußen hereinkommt, erschöpft, sich kaum noch auf den Beinen haltend. Die Nacht über hat Muslima das Grippefieber wachgehalten. Fardosa lacht, zum ersten Mal. Muslima legt sich neben sie, strahlt plötzlich, kitzelt ihr Mädchen, Mutter und Tochter lachen sich an. Isaak sieht ihnen zu, bis Fardosa ihren Kopf dreht und auch ihn anlacht.

Er wendet sich ab. Er weint.

DADAAB



EINWOHNER	CA. 450 000
GRÖSSE DES CAMPS	50 KM ² (IN EINEM 18-KM-RADIUS UM DEN ORT DADAAB)
POLITISCHE SITUATION	BÜRGERKRIEG, DÜRREPERIODEN UND ANGRIFFE DER ISLAMISTISCHEN AL-SCHABAAB-MILIZ LASSEN TAUSENDE SOMALIER NACH DADAAB FLIEHEN

FLÜCHTLINGE IN DADAAB

80%

DER **FLÜCHTLINGE** SIND FRAUEN UND KINDER.

4 VON 10

KINDERN UNTER FÜNF JAHREN SIND AKUT **MANGELERNÄHRT**, 2 VON 10 SCHWEBEN DESHALB IN LEBENSGEFAHR.

DREI

KRANKENHÄUSER GIBT ES IN DADAAB.

6027

KINDER STERBEN JEDEN TAG AUF DER WELT. WIE VIELE ES IN DADAAB SIND, IST NICHT ERFASST.



SPENDENMÖGLICHKEITEN FINDEN SIE UNTER WWW.ENTWICKLUNG-HILFT.DE